

# Aufbruch für eine Stadt, von der wir träumen!

Mit Prof. Arno Lederer, Architekt, ehemals Hochschulprofessor und Gründer des Vereins Aufbruch e.V., sprachen Prorektor Prof. Dr.-Ing. Lutz Gaspers und Michaela Leipersberger-Linder.



Mit Prof. Arno Lederer (Mitte) sprachen Prof. Dr.-Ing. Lutz Gaspers (li.) und Michaela Leipersberger-Linder. Foto: Dr. Andrea Hartl

## Michaela Leipersberger-Linder (ML): Wie sind Sie, Herr Lederer, heute zur Hochschule angereist und wie legen Sie sonst Ihre Wege in Stuttgart zurück?

Arno Lederer (AL): Ich bin zu Fuß hier. Ich gehe viel und gerne zu Fuß. Ich glaube, dass das Zufußgehen eine große Zukunft hat. Dennoch mag ich Autos. Die Begeisterung für dieses Fortbewegungsmittel ist mir nie abhandengekommen, bei aller Problematik, über die wir heute sprechen werden.

## ML: Sie waren als Architekturprofessor an unserer Hochschule und an Universitäten tätig. Was für architektonische Visionen hatten Sie zu Beginn Ihrer Lehre?

AL: Wer Architektur studiert, macht das wahrscheinlich aus einem ganz banalen Grund, den man sich im akademischen Diskurs nicht zu nennen traut: Man will einfach ein schönes Haus bauen. An der Hochschule trifft man dann auf die akademische Lehre, die mit Schönheit zunächst einmal nicht viel zu tun hat. Das ernüchtert. Mir war es immer wichtig, in der Lehre die Freude an einem schönen Haus schlechthin zu erhalten. Ich habe 1968/69 angefangen zu studieren. Da gab es an den Hochschulen große Revolutionen, die aufmüpfigen Studierenden hatten die Hochschulen fest im Griff. Die Fragen von damals – »In welchem Zustand befindet sich unsere Gesellschaft?«, »Wo kommen wir her?«, »Wie sieht unsere Zukunft aus?« – haben mich seitdem beschäftigt, sie sind nach wie vor aktuell. Diese Diskussionen haben meine Meinung gefestigt, dass Architekten eine gesellschaftliche Aufgabe haben, der sie nachkommen müssen.

## ML: Wie hat sich die Lehre im Laufe der Jahre entwickelt?

AL: Die Lehre habe ich im Laufe der Jahre zunehmend kritischer beurteilt. Aufgrund der äußeren Bedingungen des Studiums ist diese immer mehr verschult. Ergebnisoffene Vorgänge, also beispielsweise der Entwurf in der Architektur, werden an Hochschulen eher kritisch betrachtet. Das spiegelt sich allerdings in der Gesellschaft wider. Die Menschen orientieren sich lieber an Sicherheiten, an dem Berechenbaren, an dem scheinbar Beweisbaren und scheuen das Vage.

## ML: Dennoch ist die Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung von ArchitektInnen für die Konzeption von Städten und Stadtgebieten wichtig?

AL: Natürlich, denn Städte sind das Abbild unserer Gesellschaft. Durch den Bruch der Moderne mit der Geschichte haben sich unsere Städte maßgeblich verändert. Das Kapital hat in den öffentlichen Räumen die Oberhand gewonnen. Große Banken und Immobilienfirmen setzen heute architektonische Zeichen, nicht mehr die Häuser an sich. Nach meinem gesellschaftlichen Verständnis muss jedoch die Stadt, der öffentliche Raum – also das, was uns allen gemeinsam gehört – an erster Stelle stehen. Gebäude sind nur einzelne Puzzlestücke im öffentlichen Raum. Damit sich alles zu einem positiven Ganzen zusammenfügt, müssen sich Häuser benehmen.

## ML: Häuser müssen sich benehmen?

AL: Genau. Häuser bilden die gesellschaftlichen Befindlichkeiten ab. Heute hat der Bauherr das Sagen, nach dem Motto »Wer zahlt, bestimmt«. Wenn dieser möchte, dass sein zu bauendes Haus blau oder rot, krumm oder gerade sein soll und mit der Stadt alle baurechtlichen Dinge geklärt sind, erhält er in der Regel die Zustimmung. Einzelne Häuser mögen in ihrer Individualität schön anzusehen sein, doch sie gestalten zusammengenommen meistens keinen öffentlichen Raum. Das muss sich ändern. Die Überlegungen zum öffentlichen Raum sollten vor denen des privaten Raums und vor allem vor den Vorstellungen von Investoren und Immobilienfirmen stehen. Erst muss die Qualität des öffentlichen Raums definiert sein, um dann zu bestimmen, wie die Häuser, die ihn beleben, beschaffen sein sollen. Wer ein Innen baut, baut auch ein Außen, und das Außen bauen ArchitektInnen für die Gesellschaft.

## Lutz Gaspers (LG): Auch wir als Hochschule, mit einem Campus in der Stadtmitte, müssen uns der Zukunft stellen und Visionen entwickeln. Viele Menschen müssen den Campus erreichen. Unsere Lage mitten in der Stadt war Jahrzehnte lang ein Standortvorteil. Könnte sich durch das wachsende Verkehrsaufkommen dies künftig zu einem Standortnachteil entwickeln?

AL: Erst einmal: Die Menschen müssen nicht kommen, sie wollen kommen! Das ist ein gewaltiger Unterschied. Sie wollen hier unterrichten, studieren und arbeiten. Wenn man sich das klarmacht, dann ist das Wollen ein Antrieb an sich, hierher zu kommen, egal wie. Und je besser eine Hochschule ist, desto wichtiger ist es mir, sie zu erreichen. Es ist ein Privileg, mitten in der Stadt zu sein. Die Stadt ist ein Ort, der es den Menschen ermöglicht, in ein Museum oder in ein Theater zu gehen, einzukaufen, Musik zu hören, kurz: den öffentlichen Raum und den gesellschaftlichen Austausch zu genießen. Das ist vor allem für Studierende ein Riesenvorteil. Die Hochschule an sich ist der Raum, in dem die Lehre stattfindet, das Wissen wird jedoch woanders verarbeitet. Dafür muss ich den Raum des Lehrens verlassen. In den Zwischenräumen findet das Verarbeiten des Gelehrten statt. Deshalb ist es ein unschätzbare Vorteil, dass die HFT Stuttgart hier diesen Platz mitten in der Stadt hat. Das ist ein Privileg, ein Luxus und damit eindeutig ein Standortvorteil!

## LG: Dennoch sind in Zukunft neue Mobilitätskonzepte notwendig. Wie müssen diese charakterisiert sein?

AL: Wir müssen unterscheiden zwischen den Verbindungen über Land oder über Länder hinweg, also die großen Distanzen von den kleinen trennen. Ich bin der Meinung, dass die Stadt durch langsame Geschwindigkeiten profitieren wird. Jeff Speck hat in seinem Buch »The walkable City« nachgewiesen, dass langsame Geschwindigkeiten dazu führen, dass die Ökonomie des Einzelhandels signifikant zunimmt.

## ML: Die Königstraße ist eine Fußgängerzone. Ist damit das Ziel erreicht?

AL: Nein, das Ziel ist mit einer Fußgängerzone alleine noch nicht erreicht. Eine Stadt benötigt immer eine bestimmte Mischung von Verkehr. Die reine Fußgängerzone an sich ist langweilig, vor allem, wenn sich am einen Ende das große Einkaufszentrum »Milaneo« und am anderen Ende »Das Gerber« befindet. Der Einzelhandel in Stuttgart floriert nicht mehr. Er ist aber ganz entscheidend für das Leben in der Stadt verantwortlich, er ist von großer Bedeutung für den öffentlichen Raum.

## ML: Wie könnte man die Situation verbessern?

AL: Die Erdgeschosse müssen öffentlich bespielt werden, von Cafés, von Einzelhandel und ähnlichem. Denken Sie an Berlin-Charlottenburg. Dort sind die Quartiere in kleine Parzellen geteilt, und in jeder dieser Parzellen finden Sie einen gut sortierten Einzelhandel und gastronomische Angebote ohne Ende. Das gibt es in Stuttgart in dieser Form nicht.

## ML: Das gelingt aber nicht mit »Autos first«, oder?

AL: Nein, auf gar keinen Fall. Heute ist die Reihenfolge – durch die Moderne bedingt – so: Zuerst kommt das Auto, dann das Fahrrad und dann der Fußgänger. Das muss umgedreht werden: Zuerst die Fußgänger, dann das Fahrrad und dann das Auto. Das würde Stuttgart gewaltig verändern. Man muss dafür sorgen, dass die Menschen erkennen, dass Langsamkeit einen Erlebniswert darstellt, dass Langsamkeit für die Gesellschaft und für die Stadt ein Vorteil wäre. Das erreicht man überhaupt nicht mit Verboten, da muss man die Menschen mit der Aussicht auf einen erheblichen Gewinn an Lebensqualität begeistern. So sollten attraktive, schnelle Fußgängerverbindungen, wie beispielsweise die Staffeln, anständige Radwege und ein sehr guter öffentlicher Nahverkehr vor dem Auto Vorrang haben.

**Erlebniswert der Langsamkeit: Das Zufußgehen hat eine große Zukunft**

## LG: Jetzt gibt es aber Ansätze, Autos aus der Innenstadt ganz zu verbannen. Was halten Sie davon?

AL: Wir reden über den öffentlichen Raum, der uns allen gehört. Nehmen wir an, die Stuttgarter Innenstadt soll autofrei werden. Dann halte ich es für falsch, das mit einem Verbot durchzusetzen. Ich würde es anders machen: Ich würde die Parkhäuser aus der Innenstadt entfernen. Parkhäuser ziehen Autos an. Und wenn sie belegt sind, fahren die Autos stundenlang auf der Suche nach einem freien Parkplatz in der Stadt herum. Im Gegenzug dafür, dass die Kaufhäuser diese Parkhäuser aufgeben, würde ich eine viel größere Ausnutzung für die freierwerdenden Flächen in Aussicht stellen, zum Beispiel für den Bau von Wohnungen. Um die innere City herum sollte ein kostenloser Ringverkehr mit Tram oder autonom fahrenden Verkehrsmitteln eingerichtet werden. Und für all diejenigen, die diesen Cityring mit dem Auto ansteuern und das Auto am Stadtrand abstellen, müssten die Parkgebühren hochgesetzt werden. Dieses Geld sollte dann direkt in den ÖPNV fließen.

## LG: In den 1980 Jahren wurde die menschengerechte Stadt gefordert. Seitdem sind mehr als 30 Jahre vergangen. Aber so richtig funktionieren die Ansätze dafür immer noch nicht, oder?

AL: International schon, Madrid, Zürich, Kopenhagen ... In Deutschland nicht. In Stuttgart nicht.

## ML: Gibt es Städte, die auf einem guten Weg sind?

AL: In München finde ich vieles besser gelöst. Hier gibt es ein viel größeres Gebiet, das man zu Fuß durchqueren kann. In der Schweiz ist Zürich vorbildlich. Dort stellt man das Auto am Stadtrand ab. Wenn man in der Innenstadt über die Straße gehen will, dauert es keine 15 Sekunden, dann wird die Ampel grün. Und in der Straßenbahn, die übrigens den großen Vorteil hat, dass sie oberirdisch fährt und damit die Stadt an sich wahrgenommen wird, sind alle gesellschaftlichen Schichten anzutreffen.

## ML: Sie arbeiten seit vielen Jahren als Architekt in der Bürogemeinschaft Lederer+Ragnarsdóttir+Oei in Stuttgart. Was bauen Sie aktuell in Stuttgart?

AL: Das neueste Gebäude ist die Erweiterung der Landesbibliothek an der Konrad-Adenauer-Straße, die uns sehr beschäftigt, vor allem mit Blick auf den Umgang mit dieser Hauptverkehrsstraße. Es wird eine riesige Treppenanlage geben, die zur Konrad-Adenauer-Straße runterführt. Die Treppe sagt »Der Verkehr muss unbedingt weniger werden«. Und das sagt nicht nur die Treppe ...

## ML: Sie haben Ihre Studierenden einmal gefragt, welches Haus sie in Stuttgart als erstes abreißen würden. Was hat Sie dazu bewogen?

Fortsetzung nächste Seite

AL: Das war ein Entwurfsangebot mit dem Titel »Welches Haus ich schon immer abreißen wollte!«. Es zwang die Studierenden dazu, das, was sie hässlich fanden, genauer zu betrachten und zu analysieren und nicht nur zu sagen »Mir gefällt das nicht, also lasse ich es abreißen«. Die Entscheidung der Studierenden betraf vor allem Gebäude der 1960er Jahre und 1970er Jahre, aber vor allem jene, bei denen es um den minimalsten Einsatz zur Vermehrung von Kapital ging. Und sehr viele, die nach außen hin so tun, als seien sie etwas Besonderes, aber nicht wertig gebaut waren.

**ML: Wie, glauben Sie, nehmen externe Architektinnen und Architekten Stuttgarter Baukultur wahr?**

AL: Das kann ich Ihnen genau sagen. Stuttgart schaut vor allem auf sich selbst, und das wollen wir durchbrechen. Deshalb hat der Verein Aufbruch e.V., den ich mit gründen durfte, fünf große Büros aus Holland, Zürich, Basel, Frankfurt und München zu einem Workshop eingeladen, Ideen für das Kulturquartier Stuttgart zu entwickeln. Beim gemeinsamen Gang durch die Stadt war das Entsetzen darüber groß, dass eine der reichsten Städte in Deutschland in einem so desolaten Zustand ist. Die Bodenbeläge in der Stadt, um nur ein augenfälliges Beispiel zu nennen, sind ein einziges Flickwerk. Und so ist der erste Eindruck gleich ein negativer. Wenn Außenstehende die Stadt, in der man lebt, so wahrnehmen, dann tut das weh. Selbst dann, wenn man weiß, dass die Kritik berechtigt ist. Dieses in Stuttgart verankerte Nicht-Sehen-Wollen, dieses Wegsehen, beschäftigt mich. Städte müssen sich für die Zukunft rüsten. Städte müssen sich positionieren, aber vor allem für Menschen begehrenswert sein, denn eine Stadt ist nichts ohne die Menschen, die in ihr leben und arbeiten.

**LG: Sie engagieren sich sehr für die Stadt. Was finden Sie denn an Stuttgart besonders schön?**

AL: Das Faszinierende an Stuttgart ist die unmögliche Lage. Das ist eigentlich kein idealer Standort für eine Stadt. Aber die Bebauung über die grünen Hänge hinweg bis in den Talkessel: das ist einzigartig und sehr schön! Die Staffeln, die wie Reißverschlüsse nach unten und oben führen, sind ebenfalls etwas Besonderes. Man würde sie sicherlich mehr wahrnehmen und lieber begehen, wenn sie nicht so ungepflegt wären. Und auf dem Boden der Kessellage findet man etwas weltweit Einzigartiges vor, das Stuttgart von vielen anderen Städten unterscheidet und das auch die Architekten des Wettbewerbs begeistert hat. Auf einer kleinen Fläche von etwa 500 auf 600 Metern sind die wichtigsten kulturellen Einrichtungen zu finden – Museen, Schauspiel, Bibliothek usw. – und der Handel ist ebenfalls geschlossen. Zusätzlich ordnet sich das Ganze um den Schlosspark, der grünen Stube. Das ist sensationell gut.

**LG: Und was ist Ihrer Meinung nach in unserer Stadt auffallend hässlich?**

AL: Die gute Stube ist zwar grün, aber so unaufgeräumt und ungepflegt, dass man sie am liebsten gleich wieder verlassen möchte. Städte lassen sich mit Wohnungen vergleichen. Das Zimmer, in dem alle zusammenkommen, ist das Wohnzimmer. Jeder sollte Wert darauf legen, dass der Ort, an dem sich alle aufhalten, ordentlich und schön ist. Das gilt auch für die Stadt. Ein schönes Wohnzimmer, zum Beispiel im Elternhaus, prägt Sie Ihr ganzes Leben lang. Sie werden sich immer darin erinnern. Wenn die öffentliche Hand mit ihrem Wohnzimmer schlampig umgeht, braucht man sich nicht wundern, wenn die privaten Bauherrschaften mit ihren Bauvorhaben ebenfalls nachlässig umgehen und dem öffentlichen Raum keine Achtung entgegenbringen.

**ML: In studentischen Umfragen wird der Schlossplatz immer als der schönste Platz in Stuttgart angegeben. Das ist also ein schöner Teil des Wohnzimmers?**

AL: Ja. Wir haben zwei sehr schöne Plätze in Stuttgart: den Schillerplatz und den Schlossplatz. Aber wenn Sie am Schloss vorbeigehen, dann ist es so, als würde man in ein anderes Land kommen. Einer der berühmten Kollegen, die an dem Wettbewerb teilgenommen haben, stand vor dem Ecken-See, schaute in den Park und sagte, dass ihn dieser Blick an heruntergekommene sozialistische Städte aus den 1970er Jahren erinnern würde.

**ML: Was sind für Sie die hässlichsten Plätze in Stuttgart?**

AL: Der Charlottenplatz und der Gebhard-Müller-Platz.

**ML: Wo ist der Gebhard-Müller-Platz?**

AL: Sehen Sie! Das ist die Kreuzung Schillerstraße, Konrad-Adenauer-Straße – heute nur noch eine Kreuzung, die die Bezeichnung Platz nicht verdient. Der Gebhard-Müller-Platz ist einer der schlimmsten Plätze, die es überhaupt gibt. Wenn man einem Platz einen Namen gibt, dann müssen die Person

und der Raum zusammenpassen. Das hat weder der Gebhard Müller noch die arme Charlotte verdient. Meinem größten Feind würde ich nicht zumuten, dass er seinen Namen für einen dieser beiden Plätze hergeben muss.

**LG: Amber Sayah schrieb in der Stuttgarter Zeitung von der Totalverwahrlosung des öffentlichen Raumes. Man könnte ja auch den Begriff »Unwirtlichkeit« verwenden. Was müsste verbessert werden?**

AL: Der Verkehr müsste minimiert und der Bodenbelag erneuert werden. Und dann müsste die Stadt aufgeräumt werden.

**ML: Die Stadt müsste aufgeräumt werden?**

AL: Ja. Weniger Verkehr bedeutet auch, dass man, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht mehr so viele Verkehrsschilder benötigt. Man könnte also viele Schilder entfernen. Eine weitere schlimme Situation, die wir mit unseren Workshop-Besuchern erlebt haben, war, als wir im Schlossgarten zum Zugang des Schlossgartenhotels kamen, übrigens eines der teuersten Hotels in Stuttgart. Dort sieht es aus wie in einem verlassenen Schrebergarten. Wirklich übel! Damit Sie mich richtig verstehen: Stuttgart ist eine schöne Stadt mit vielen tollen Veranlassungen, mit denen wir leider leider umgehen.

**ML: Warum wurde der Verein Aufbruch e.V. gegründet?**

AL: Auf der Trauerfeier von Peter Conradi, Architekt und Bundestagsabgeordneter, kamen Wieland Backes, Amber Sayah, Jossi Wieler und ein paar Andere zum Schluss, dass es so mit Stuttgart nicht mehr weitergehen kann. Ich habe mich ihnen angeschlossen. Wir sind der Meinung, dass Stuttgart eine tolle Stadt ist. Aber wir wollen unsere Stadt nicht so sehen, wie sie sich darbietet. Wir haben den Oberbürgermeister aufgesucht und ihm unsere Verbesserungsvorschläge unterbreitet. Uns geht es vor allem exemplarisch um das Gebiet vom Kunstmuseum bis zur Staatsgalerie, dem sogenannten Kulturquartier. Unsere Ideen wurden zunächst wohlwollend aufgenommen, aber es hat sich dann doch nicht so viel getan, wie wir uns erhofft haben. Deshalb haben wir Verein Aufbruch e.V. gegründet.

**ML: Wie war die Resonanz auf die Vereinsgründung?**

AL: Auf unsere Gründungsveranstaltung im Hospitalhof haben wir mit Plakaten aufmerksam gemacht. Wir dachten, wenn 20, 30 Besucher kommen, wäre es gut. Was soll ich sagen? Der Saal war brechend voll, es sind bestimmt 800 bis 1.000 Menschen gekommen. Das war für uns sehr ermutigend, denn es hat uns gezeigt, dass unser Anliegen von der Stadtbevölkerung mitgetragen wird.

**ML: Warum haben sich die Menschen nicht schon früher zu Wort gemeldet?**

AL: Die Bürger sind durch Stuttgart 21 wie gelähmt. Alle sind paralysiert, so wie Mogli vor der Schlange. Wir haben unsere Visionen für die Stadt aufgezeigt und damit die Menschen dort abgeholt, wo sie stehen. Menschen kann man mit Bildern eines besseren Zustands begeistern. Und genau das haben wir uns vorgenommen.

**ML: Wie sehen Ihre Bilder eines besseren Zustands aus?**

AL: Es gibt lang- und kurzfristige Ziele. Langfristige wären zum Beispiel Straßen, die Trennungen darstellen, zu beseitigen. Wenn wir es hinbekommen, dass man Straßen überqueren kann, der öffentliche Raum eine Fassung, einen Zusammenhalt erhält, wenn rund ums Kulturquartier die Königstraße und die Staffeln eingebunden werden und der Gebhard-Müller-Platz und der Charlottenplatz ihre Namen wieder zu recht tragen würden, dann hätten wir viel erreicht. Kurzfristige Ziele wären die Entschilderung, neue Bodenbeläge, die Verkehrsreduzierung, und der Rückbau nicht dringender Spuren.

**ML: Könnten die kurzfristigen Maßnahmen den längerfristigen vorgeschaltet werden?**

AL: Die Planung muss parallel stattfinden. Es muss ein Bild geben, wie sich eine Stadt langfristig entwickeln kann, und das Bild muss sehr ansprechend sein. Es muss immer um das Stadtbild als Ganzes gehen. Es ist jedoch weder der Politik noch der Verwaltung gelungen, Begeisterung für die Zukunft unserer Stadt zu wecken.

**LG: Das Engagement für Ihren Verein zeigt, dass Sie Ihre Ideen mit vielen Menschen teilen. Aber die Resonanz in der Politik muss da sein, um solche Ideen auf den Weg zu bringen. An welche Grenzen stoßen Sie da, und was müsste sich ändern?**

AL: Wenn solche Anträge aus der Bürgerschaft kommen, wird das von der Politik meistens als Angriff empfunden. Also als eine Unterlassung, ein Vorwurf im Sinne von »Ihr habt es versäumt, die Stadt in eine positive Richtung zu entwickeln«. Das ist ein ganz empfindlicher, wunder Punkt. Als Politiker will ich mir nicht sagen lassen, ich hätte für die Stadt nichts getan. Ein weiterer Grund, der hemmt, ist die Mentalität in Stuttgart,

die eher pietistische Grundhaltung. Veränderungen machen Angst. Um diese Angst muss man wissen und man muss sie den Menschen nehmen.

**ML: Wieso fühlen sich Politikerinnen und Politiker für Dinge angegriffen, die ihre Vorgänger versäumt haben?**

AL: Wahrscheinlich agiert die Politik aufgrund von Stuttgart 21 wahnsinnig vorsichtig und ist bemüht, keinen Fehler zu machen. Wenn man aber bemüht ist, keinen Fehler zu machen, kommt alles ins Stocken. Und das ist wieder ein Fehler. Die Proteste zu Stuttgart 21 waren gewaltig. Damals wurde versäumt aufzuzeigen, wie sich Stuttgart weiterentwickeln könnte und zwar unabhängig davon, ob der Bahnhof gebaut wird oder nicht. Die Menschen haben sich nur über das Bauen und das Nichtbauen gestritten. Es wäre sehr viel klüger gewesen, sofort Visionen für beide Situationen zu entwickeln. Dann wären nicht so viele Fragen so lange unbeantwortet geblieben, und es hätte nicht so viel Verunsicherung gegeben.

**LG: Kann es nicht auch sein, dass die Menschen den Visionen von Planern keinen Glauben mehr schenken wollen, weil sie zu oft enttäuscht wurden? Wie soll man unter diesen Umständen daran glauben, dass im Zuge von Stuttgart 21 mit dem Rosensteinviertel ein tolles, neues Stadtviertel entstehen wird?**

AL: Das Rosensteinviertel ist für die normale Bevölkerung ein abstrakter, auch unbekannter Ort. BürgerInnen reden lieber da mit, wo es um ihre gewohnte Umgebung geht. Die Gleisfelder waren und sind ein großer, blinder Fleck in der Stadt.

**ML: Die größte Sorge und das Abstrakte bei dem geplanten Rosensteinviertel ist doch das Gefühl, dass auf diesem Gebiet das fortgesetzt wird, was Linkerhand zu finden ist: Banken, Versicherungen usw. Haben Stadtviertel, die auf so einer großen Fläche aus einem Guss gebaut werden, überhaupt eine Chance auf Lebendigkeit?**

AL: Viele der heute begehrten Stadtviertel, der Stuttgarter Westen oder Charlottenburg in Berlin, sind im 19. Jahrhundert aus einem Guss entstanden. Warum sind sie heute noch beliebt? Sie wurden in kleine Parzellen geteilt. Die Bürgerinnen und Bürger konnten Parzellen erwerben. Wer dort baute, wohnte oder arbeitete sogar selbst dort, oder er vermietete. Wer sein Eigentum sieht, wird es pflegen. Im Stuttgarter Westen gibt es kein Opernhaus oder ähnliches, aber das Stadtleben funktioniert trotzdem sehr gut. Die Funktionstrennung der Moderne hat zum Gegenteil geführt. Hier kommen große Immobilienfirmen zum Zug, die Bürohäuser bauen. Wenn es dort noch einen Rest von Wohnungen gibt, sind die an Stellen, wo es keine Nachbarschaft gibt, keinen Platz, wo man sich trifft. Die Moderne hatte viel Gutes. Ich würde nicht hier sitzen, wenn es die moderne Medizin und den Fortschritt nicht gäbe. Aber wir müssen uns fragen, an welchen Stellen der Schuss nach hinten losgegangen ist.

**ML: Am 2. Februar war in der Stuttgarter Zeitung ein Artikel zu lesen »Wutbürger in Stuttgart, Stadt in Aufregung«. Darin stand: »Stuttgart und Wut, das gehört zusammen, wie Linsen mit Spätzle.« Sind die Stuttgarter Wutbürger?**

AL: Ich finde das Wort Wutbürger nicht gut. Die existierende Verärgerung hat mit Wut nichts zu tun. Es ist ganz normal, sich für seine Stadt zu engagieren. Im Zuge von Stuttgart 21 gab es von vielen Seiten einige sehr gute Anregungen, die allesamt missachtet wurden. Die Menschen wurden nicht ernstgenommen. Das hat sie zu Recht wütend gemacht, sie sind aber dadurch keine Wutbürger.

**LG: Wie leben und arbeiten wir in Stuttgart in der Zukunft?**

AL: Unsere Gesellschaft ist mobil und flexibel. Wir sind viel unterwegs, unabhängig davon, welches Verkehrsmittel wir dafür benutzen. Gerade in solchen Gesellschaftsformen ist es extrem wichtig, einen Ort zu haben, den man als Zuhause empfindet. Ein Zuhause ist das Gegenstück zu der heute geforderten Flexibilität und Mobilität. In unserem Zuhause halten wir uns gerne auf, hier finden wir Ruhe. Stuttgart müsste so ein Ort werden. Ein Ort, an den man gerne zurückkehrt. Wenn man unterwegs war, in St. Petersburg, in New York, wo auch immer ... und dann merkt, dass man genau jetzt dieses Zuhause für sein Wohlbefinden braucht, dann hat die Stadt es geschafft, dann hat der Ort eine Zukunft. Wenn er das aber nicht leistet, dann bleibe ich lieber in St. Petersburg oder New York. Ich würde mir wünschen, dass Stuttgart in Zukunft für viele Menschen ein Ort des »Zuhause-seins« sein wird.

Es ist wichtig, einen Ort zu haben, den man als Zuhause empfindet